Eynars Töchter [Fortsetzung]

Autor(en): **Speck, Georg**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **21 (1931)**

Heft 25

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-638641

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 25
XXI. Jahrgang
1931

Bern,
20. Juni
1931

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Johanna Siebel.

Was andere von uns sagen . . .

Muß jeder selber achten,
Sein Leben recht zu lenken.
Des Menschen höchstes Trachten
Sei: wahrhaft frei zu denken.

Was andere von uns sagen,
Kann uns soviel nicht nützen,
Sich selbst muß man befragen
Und sich auch selber stützen.

Der Taucher muß Gefahren
Beharrlich überwinden,
Will er im Grund die klaren
Und schönen Perlen finden.

Das Schicksal hat tausend Pfeile.

Das Schicksal hat tausend Pfeile.
Nie wird sein Köcher leer.
Es zielt ohne sondere Eile,
Es trifft durch Waffen und Wehr.

Nie haben die besten Waffen
Den Brävsten je geschützt,
Nie hat das treueste Schaffen
Dem Redlichsten je genützt.

Das Schicksal ist wahllos im Zielen,
Und manchmal — wie zum Scherz —
Nimmt einen es von den vielen
Und — trifft ihn mitten ins Herz.

Eynars Töchter.

Roman von Georg Sped. 25

Er schob das Papier mißmutig zur Seite, unbefriedigt und unerlöst. In der Ferne klang wieder das dunkle Lied, daß die Luft ganz erfüllt schien von Süße und Leid, bis es verstummte und nur das helle Lied der Grillen die unbewegte Luft durchzitterte. Er probierte es noch einmal.

„Einst, in fernen Kindertagen,
Sah ich reine Wolken ziehen,
Von dem Frühlingswind getragen
Ueber Himmelsfluren fliehen.

Einst, in fernen Kinderzeiten,
Rauschten fernher grüne Wälder,
Sah ich Schmetterlinge gleiten
Ueber sonnenlichte Felder —"

Er schüttelte den Kopf. Es war nichts. Und derweil versetzte oder verkaufte die Mutter ihr Silber als letztes, da er das übrige vertan. Bei diesem Gedanken erfaßte ihn eine so wilde und leidenschaftliche Trostlosigkeit und Verzweiflung wie nie zuvor. In Schmerz, Verzagtheit und Tränen hinein klangen endlich die Mittagsglocken. Er lag und horchte darauf, wie auf etwas Neues und Tröstendes und schlief darüber ein, denn er hatte von Wochen her den Schlaf nachzuholen.

Als er nach einigen Stunden erwachte, über einem braunen Heupferde, das seine Nase als Sprungbrett ausersehen hatte, fiel sein erster Blick auf die Verse. Er faltete sie zusammen und steckte sie ein ohne Zorn, als etwas Spieleriges und Abgetanes bis weiterhin. Da er einen kräftigen Hunger verspürte, langte er nach seinem Brote. Dabei plagte ihn der Durst. Die Früchte der beiden Zwetschgenbäume waren noch lange nicht reif. Von den frühen Jakobiäpfeln wollte er keine nehmen, da ihm war, als nehme er sie der Mutter unnötig und vorzeitig weg. So zog er schließlich ein paar Rüben aus, reinigte sie an dem dünnen Brünnlein, das bei der Treppe ein Gießfaß füllte, und aß nun beides zusammen mit gutem Appetit. Darauf ging er zu dem Geräteschuppen, nahm einen Spaten heraus und fuhr dort in der Arbeit fort, wo, wie es schien, die Mutter aufgehört hatte.

Er arbeitete bis zum Abend, da die Nelken plötzlich anfingen stark wie würziger Zimt zu duften und der feine süße Hauch des Goldlack sich mit den tausend anderen Düften des Sommerabends vermischte. Ringsum wurde es laut. Jenseits der Mauer spazierten die Städter die Straße entlang, und aus den grenzenden Gärten scholl Kindergeschrei und ging das Gespräch der Alten. Darüber hin flatterte ein Lied der jungen Mädchen. Er hörte all das mit Grausen und Lust und verkroch sich in seine Laube, bis der Lärm verstummte, die Sonne schied und kühl und sternklar die Nacht erstand. Da öffnete und schloß er behutsam das

Gartentörchen und schlich leise und in Eile nach Hause, ein paar Kohlköpfe, Salat und Rüben unter dem Arm wie ein Gaudieb.

Zu Hause stand schon die Suppe bereit und auch Fleisch war da als schmackhafte Zugabe; denn sie aßen nicht viel von diesem, damit es bis zum Wochenende reiche. Die Mutter war freundlich und, wenigstens scheinbar, guter Dinge. Im übrigen sprach sie nicht viel, worüber er herzlich froh war und mit innerlichem Danke frühzeitig zu Bette ging.

In dieser Weise trieb er es wohl acht Tage hindurch, gewöhnte sich langsam an den Lärm der Straße, an Arbeit und gesunden Schlaf. Dabei dachte er stets daran, wie er seine und vor allem der Mutter Lage bessern könnte. Er dachte daran, wieder fortzugehen; nicht zu weit, vielleicht hinüber in die große Stadt, wo er aus naher Ferne die Heimat sehen und der Mutter helfen konnte.

Eines Abends erwog er dieses eindringlich in seinem Sinne und konnte noch immer nicht damit zu Ende kommen. Der Abend war lau und erfüllt von dem schweren süßen Duft der blühenden Linden. Wo die Sonne hinabgesunken war, schien der Himmel erhellt von dem Scheine vieler tausend Kerzen, indessen auf der anderen Seite der Mond glutrot, groß und rund, wie der Lampion eines Nachtfestes, heraufkam. In der Tiefe des Stadtgrabens plätscherte der Bach leise und geschwätzig, und in den Büschen zur Seite huschte allerlei nächtliches Getier. Die Welt war so still und feierabendlich, daß er nicht in die hellen und noch wachen Straßen der Stadt gehen mochte. Er setzte sich darum auf die breite Brustwehr der Brücke und spann seine Gedanken fort.

Aus der Ferne hatten durch die Stille eine Zeitlang das Klingeln eines Glöckleins, Räderrollen und Hufgeklapper getönt. Er wollte sich erst mit einem Satze ins Gebüsch retten und verstecken aus alter Gewohnheit und weil er sich immer noch schämte. Als ob das etwas nützte, dachte er und blieb diesmal mutig sitzen mit dem Vorsatze, es nun immer zu tun; denn so, wie er es bis jetzt getrieben, konnte es nicht weiter gehen. Der Wagen kam rasch heran und vorüber. Natürlich war es der Syndikus, der plötzlich anhielt und rief:

„Sind Sie es wirklich, Marzelin?"

„Ich bin dieser seltsame Vogel, das ist wahr", antwortete dieser gedrückt und erschrocken wie eine aufgestörte Eule am Tag.

„Nun, wie war es denn in der Fremde und warum sind Sie da?"

„In der Fremde ging es mir nach Verdienst, und nun bin ich da, um darüber nachzudenken."

„Sie haben, scheint mir, nichts Weiteres von der Lebenskunst gelernt und sind noch immer — wie sagten Sie doch? — immer ein seltsamer Vogel", lachte der Syndikus.

„Ich habe dort viel gelernt, nur nichts Gutes. Ich verspielte das ganze Vermögen meiner alten Mutter, so daß sie jetzt ihr letztes Silber versetzt, damit ihrem Nichtsnutze nicht das Fleisch auf dem Mittagstische fehle", stöhnte Marzelin.

„Hol' mich der Teufel", rief der andere verwundert aus, kletterte eilig vom Wagen und band das Pferd an einen Zweig. „Endlich erlebt man etwas, gerade vor Torschluß! Wie haben Sie denn das gemacht? Gestatten Sie, daß ich mich setze, ich habe es in den Beinen. Wie haben Sie denn das gemacht?"

„Es wurde eigentlich nicht gemacht. Es war ein Schicksal. Ich kam nach Paris —"

„Durch meine Schuld sozusagen", warf der Syndikus ein. „Ich erinnere mich und fühle das Mitgefühl eines Mitschuldigen. Weiter!"

„Ich kam nach Paris aufs Pflaster, wie üblich. Aber schon nach acht Tagen fand ich Einlaß in die Crédits mobiliers. Da ich hier bei der Wertschriftenabteilung gewesen war, kam ich dort ins selbe Ressort. Es ging mir nicht schlecht, aber ich hatte Heimweh. Ich wäre gern umgekehrt, aber es nützte ja doch nichts, wissen Sie, wegen ihr. Butti hätte mich übrigens auch nicht mehr genommen. Und dann wollte ich nicht schäbig nach Hause kommen, sondern reich, damit ich mich nicht zu schämen brauchte. Wie meinen Sie? Ja, so ist man, oder doch: so war man eben. Nun sah ich, wie eine Menge junger Leute bei uns durch Börsenspiel ein hübsches Taschengeld sich schafften und wie Herren lebten. Als ich dann einmal aushilfsweise Kabinendienst versah, merkte ich einen großen Trieb. Kupfer, wissen Sie. Nein, Sie können es nicht wissen; denn solche Dinge weiß man nie und niemand, man muß sie riechen. Nun, ich roch schlecht. Es war ein Börsenmanöver gewesen, weiter nichts."

„Waren Sie denn ganz von Gott verlassen?"

„Ganz, und vom Heimweh besessen. Die Börse ist ein Raubtier. Was hatte ein Schaf von meiner Art dort zu suchen! Sie haben recht."

„Tolle Sachen, tolle Sachen", ächzte der Syndikus. „Sie sind mein Schmerzenskind, Marzelin. Da glaubt man seine Sache gut zu machen und erlebt solche Dinge. Und wie war denn das mit dem Heimweh, Unglücksmensch? Haben Sie denn noch immer nicht überwunden?"

„Ich? Ich dachte an sie Tag und Nacht. Paris existierte für mich nicht. Sie wissen vielleicht, daß man nirgends mehr allein ist als in großen Städten und unter vielen Menschen. Ueberall suchte ich nur sie. Zum Beispiel: Ich sehe auf dem Trottoir oder in den Gärten vor mir ihre wundervolle Schlankheit, ihren elastischen, stolzen Schritt, eile und schaue unter den Hut; da war es ein fremdes Gesicht, ohne das Wunderbare, das ihr eigen, ohne ihre Augen, vor allem, ihre Seele. Und so weiter."

„Introvertiert oder ähnlich sagen dann die neuen Psychologen. Sie sind verrückt, wissen Sie, krank im Hirn. Das kann doch nicht immer so dauern? Uebrigens hat sie den Butti geheiratet und verdient vielleicht Ihren Schmerz gar nicht."

„Es ist möglich", meinte Richard Marzelin, wiegte den Kopf und grübelte: „Vielleicht ist sie ein schönes Gefäß ohne Inhalt. Aber ein Gefäß ist schließlich das wert, was wir hinein zu tun vermögen. Und in dieses tat ich meine Seele. So ist es: Es kommt nicht so sehr darauf an, was ein Ding wirklich ist, als darauf, was es uns zu sein vermag. Gefühl ist alles und ich fühle, was sie mir ist. Wie gesagt, ich legte nun meine Seele hinein und kann sie nicht wieder finden. Vielleicht würde ich von der Wirklichkeit enttäuscht sein und sie nicht wieder erkennen. Aber ich würde lügen, wenn ich sagen wollte, ich habe sie in der Fremde

vergessen. Nach jenem anderen Geschehen habe ich sie allerdings überwunden. Ich suche sie nicht mehr, ich denke am Tage auch nicht mehr mit Willen an sie. Dazu bin ich zu sauber in meinen inneren Angelegenheiten. Aber wenn es ein schöner Traum war, warum soll ich ihm ein häßliches Finale schaffen? Wenn es ein wundervolles Gefäß ist, warum soll ich es beschmutzen? Ich hasse sie nicht. Und, ich will es gestehen, zuweilen erscheint sie mir in meinen Träumen, ungerufen, auf Ehre."

„Was macht sie denn da?" fragte der Syndikus neugierig.

„Gar nichts. Sie geht höchstens vorüber und schaut mich an. Manchmal auch nicht. Ich erinnere mich am Morgen gewöhnlich nicht mehr daran. Aber ich habe ein Gefühl wahrer Seligkeit in mir, und der Tag erscheint mir hoffnungsvoll, schön und lebenswert. Ein einziges Mal ist mir die Erinnerung geblieben. Da träumte mir, daß sie vor einem großen Hause mitten auf der breiten Steintreppe stand, mit anderen. Ich stand unten und konnte nicht hinauf, ich weiß nicht warum. Und ich war unglücklich und wünschte voll Sehnsucht, daß sie nur einmal sich zu mir herwenden möchte. In diesem Augenblicke traten die anderen ins Haus und sie folgte ihnen. Aber wie ich ihr traurig und betrübt nachschaue, wendet sie sich unter der Tür langsam um. In ihren Händen hielt sie einen Rosenzweig, an dem wie Maiglöcklein lauter kleine rote Rosen waren. Mit diesem Zweige grüßte sie leicht zu mir her und sah mich dabei mit ihren goldigen, dunklen und stolzen Augen unsäglich tief, liebevoll und aus tiefster Seele gütig an, daß ich wahrhaft selig war. — Nun genug. Wie gesagt, ich kultiviere das nicht, will aber auch kein häßliches Finale. Im übrigen habe ich jetzt nur eine Aufgabe: den Lumpenstreich gegen meine Mutter wieder gutzumachen."

„Bei Ihrem unpraktischen Sinn wird das eine schwierige Aufgabe werden. Butti nimmt Sie nicht und sonst ist nicht viel los hier. Fortzugehen ist für Sie schwierig, weil Ihre Mutter — übrigens Respekt vor dieser Dame, und vor Ihnen auch ein bißchen, damit Sie die Ohren nicht hängen lassen — dann nichts oder nicht viel von Ihnen hat. Ueberdies würden Sie in diesem Falle, bei Ihren Anlagen wieder verrückt. Na, das muß ich sagen, Ihnen ist schwer zu helfen. Sie sind eben ein Mensch ohne jede Ellbogenfrechheit und damit in unserem Jahrhundert ausgeschaltet. Ich selbst gehe auf den ersten fort, denn ich habe das Teufelsnest nun satt und zudem habe ich brillante Aussichten. Wenn ich nun noch zum Schlusse eine gute Tat vollbringen könnte! Für niemand lieber als für Sie; denn im Grunde genommen sind Sie ein netter Mensch. Nun, was soll ich sagen, was kann und darf ich sagen! Ich wüßte nur etwas. Sie könnten Stadthaus- und Ratsweibel werden. Aber das wird Ihnen zu wenig sein. Sie sind gar stolz, und ich gebe auch zu, daß Sie Besseres versehen könnten."

Marzelin entgegnete: „Hochmut ist nicht hochgemut. Es braucht oft mehr Stolz zum Dienen als zum Herrschen. Und meine Mutter muß ihr Silber wieder haben und vieles dazu. Und, mein Gott, es gibt nur eine Heimat wie diese."

H. Kaulbach: Seifenblasen.

„Nun gut. Kommen Sie morgen, etwa um zehn Uhr, aufs Rathaus. Ich werde die Sache an die Leine nehmen. Machen Sie keine Dummheiten. Natürlich ist die Stelle einstweilen provisorisch. Sie können sich also immer noch besinnen. Und nun führe ich Sie nach Hause; steigen Sie ein."

„Nein, das ziemt sich nun nicht mehr. Ich fange ein neues Leben an. Ich laufe gerne; denn ich bin glücklich, und eine alte Frau wird es noch mehr sein. Wir beide danken Ihnen."

„Närrischer Mensch", murrte der Syndikus und fuhr weiter. —

Am nächsten Morgen ging Richard Marzelin zum erstenmal seit seiner Rückkehr am hellen Tage durch die Gassen nach dem Rathaus; denn alle Gespenster und alle falsche Scham waren fort. Er wurde ohne weiteres eingestellt und erhielt eine Uniform, blau mit weißen Paspeln.

Es war, als sollte er schon am nächsten Tage die Generalprobe ablegen, ob seine stolze Demut vollkommen, seine Willenstüchtigkeit echt und Ein- und Auskehr tatsächlich zur Umkehr geführt habe. Das kam so: Die Stadt las meistens auswärtige Zeitungen oder begnügte sich mit dem zweimal erscheinenden Wochenblatt, das Butti finanziert hatte. Darum und aus altem Brauche wurden die amtlichen Publikationen, wie auch oft private, durch einen Ausrufer bekanntgegeben. Das paßte denn auch recht gut zu den quergehängten Straßenlaternen und der übrigen Mittelalterlichkeit. Nun stand gegenüber dem „Zehnthof"

Villa Eogazzaro Oria, rechts San Mamette.

ein finsteres Gebäude, dessen Fenster im Erdgeschosse vergittert waren, indessen die festungsartigen Mauerstreben fast bis zu dem mächtigen Dache reichten, aus dessen ausladender Luke jahraus, jahrein ein Seil über einer alten Rolle hing wie ein stets bereiter Galgen. Ganz wie beim „Zehnthof".

Hier hatte seit vielen Jahren ein schrulliges Bürstenbinderpaar gehaust, das unten seine Ware feil bot. Die zwei lebten zwar wie Hund und Katze zusammen. Als jedoch die Frau vor zwei Jahren starb, faßte den Mann wider alles Erwarten eine große Schwermut, so daß er sich schließlich im Hause erhängte. Sein ordentliches Vermögen vermachte er der Wohltätigkeit, und sein Haus fiel an die Stadt. Dieses Haus nun sollte zum Kaufe ausgeboten werden, und da der Ausrufer zufällig krank war, fiel das Amt Richard Marzelin zu. (Fortsetzung folgt.)

Die Gandriastraße und die Val Solda.

Die Gandriastraße ist beschlossene Sache. Die eidgenössischen Räte haben die nötigen Millionen bewilligt. In kurzer Zeit wird mit den Bauarbeiten begonnen. Ein langgehegter Wunsch der Hoteliers von Lugano und der Autofahrer geht der Verwirklichung entgegen. Die Strecke Lugano-Menaggio, mitten ins Herz des Comersees, kann in einer halben Autostunde durchfahren werden, wird sie doch nur 29 Kilometer messen. Die Verbindung vom Tessin zum Engadin ist ganz bedeutend abgekürzt. Davon erhoffen beide Fremdenzentren eine starke Belebung ihres Verkehrs.

Und doch löste die Kunde des beschlossenen Baus nicht überall Freude aus. Wer je einmal den herrlichen Fußweg von Castagnola nach Gandria wanderte, der wird den hartnäckigen Kampf der Naturfreunde gegen die Straße verstehen. Rücksichtslos hätte die dem See folgende Straße die vielen malerischen Motive zerstören müssen. Wie jammerschade wäre die Durchtunnelung des bekannten Sasso di Gandria gewesen, um den sich heute die enge Felsentreppe so entzückend klammert! Die Botaniker endlich fürchteten, daß ihr botanisches Dorado gestört würde, birgt diese durch den Monte Bré vor Nordwinden geschützte Gegend doch zahlreiche Seltenheiten. Schon der bekannte Gelehrte Dr. Christ verwies auf die eigenartige Flora von Gandria: „Eine Lage, wie sie Gandria und Castagnola am Ufer des Luganersees bietet, versetzt uns, was die Flora und das Klima anbetrifft, in eine Zone nahe der Tertiärzeit zurück." Infolge der intensiven Sonnenbestrahlung gedeihen hier Bäume, Sträucher und Blumen, die sonst der Riviera eigen sind. Da finden wir die Agave, die Feige, die Olive, den Lorbeer, den Lotusbaum, die Hopfenbuche, seltene Campanulaarten, Goldregen ꝛc.

Aber auch für Gandria selber fürchteten die Gegner der Straße. Ein solches Idyl verlangt auch entschiedenen Schutz. Alles, was das Herz begehrt, kann das kleine Fischerdörfchen bieten: italienisches Land, italienische Sonne, See, Blumen, fröhliche Menschen, Wein! Wie herrlich nehmen sich die übereinander gestellten Häuserzeilen, die engen Gäßchen und vielen Torbogen, die hängenden Gärtchen, die Nischen, die auf- und absteigenden Stufen aus! Man mag darin ein wunderliches Kunterbunt ohne System erblicken. Das wäre aber falsch. Die ganze Dorfanlage ist ein Kampf um Raum, um Leben, um Daseinsfreude, um Zweckdienlichkeit und Schönheit, ein Kampf um Luft und Licht und Schatten zugleich. Das macht Gandria zum Ort der Ruhe und Beschaulichkeit mitten im mondainen Betriebe des Ceresio.

Nun, die Straße nimmt Rücksicht auf all' das. Sie folgt in einiger Höhe dem Hang, läßt Gandria unberührt und gewinnt in Oria den Anschluß an das längst bestehende italienische Straßennetz. Das Projekt einer Gandriastraße tauchte schon 1852 auf. Damals hatten die Oesterreicher 12,000 Tessiner aus der Lombardei ausgewiesen. Für diese mußte Arbeit beschafft werden. Man ließ die Festungen von Giubiasco, Camorina, Monte Carasso, Sementina bauen, die heute noch im Volksmunde „i forti della fame", Hungerschanzen, geheißen werden. Auch Straßenprojekte kamen zur Ausführung. Erstmals wurde damals eine Straße nach Gandria gewünscht. Die Oesterreicher hätten sie aber niemals durch die Val Solda weitergeführt. Als nun 1859 die Lombardei an Italien kam, tauchte das Projekt wieder auf. Der tessinische Bezirksingenieur Giacomo Poncini wurde beauftragt, ein Projekt für eine Straße von Lugano bis Porlezza zu entwerfen. 1864 konnte er seine Pläne vorlegen. Die Finanzierungsaktion erlitt durch die Unwetterkatastrophe von 1868 einen solchen Stoß, daß das Projekt in irgend einer regierungsrätlichen Schublade verschwinden mußte: Man brauchte die Gelder nun anderswo notwendiger. 1888 bauten die Italiener das Straßenstück Porlezza-Cima, und seither wurde die Uferstraße bis Oria weitergeführt. Aber viele Jahre lang wären die Italiener nicht zu bewegen gewesen, die Straße bis zur Schweizergrenze weiterzubauen. Hauptgegner war der italienische Dichter und Senator Fogazzaro, der in Oria eine prächtige Villa hatte, wo er im Sommer wohnte. Vom Dampfschiff aus kann man sie sehen. Fogaz-